

(Nachdruck verboten.)

8]

Im Kreise.

Erzählung von Wacław Sierozewski.
Deutsch von Rosa Schapire.

Alexander hatte in der That von solch einem Gerücht etwas gehört, aber da er es sich zum Princip gemacht hatte, mit officiellen Persönlichkeiten nicht über jakutische Angelegenheiten zu sprechen, antwortete er nicht. Aus einem Unwetter machte er sich nichts, obgleich es ihn thatsächlich auf halbem Wege ereilte.

Die Wolken ballten sich immer mehr zusammen, der Wind wurde heftiger und das Unwetter brach los. Pfeifend erhoben sich Schneewolken, der Wind ergriff sie und schleuderte sie in Atome aufgelöst, gegen die Bäume, die sich stöhnend unter dieser Last bogen. Die ganze Gegend war in ein blendend weißes Laken gehüllt.

Alexander schob die Kapuze fester über sein Gesicht, richtete sich im Sattel auf und ließ dem Pferde die Zügel. Das Pferd schritt mutig aus, von Zeit zu Zeit senkte es den Kopf, um den Weg zu wittern. Der Weg nach Hause war nicht mehr weit und teilte sich nirgends: es war beinahe unmöglich, sich zu verirren. Wie eine Schildkröte in ihre Schale, so hatte Alexander sich in seinen Pelz eingeschlossen, er war tief in Gedanken, trotz Sturm und Unwetter. Vor seinem geistigen Auge stand das Bild der jakutischen Jurte, wo seine Frau im Sterben lag. Warum war sie gekommen? Warum? Wozu? Sie wird sterben und ihr Tod auf seinem Gewissen lasten. Warum hatte er sich nicht ganz von ihr losgesagt? Wenn er ehrlich gewollt hätte, daß sie seiner vergesse, hätte er ganz verschwinden, jedes Band zerreißen, weder schreiben noch ihre Briefe beantworten müssen. Er aber schrieb nicht nur, er bedeckte das Papier, das ihre Hände berühren sollten, mit glühenden Kiüssen. Ihre Seele fühlte das, und durch all' die kühlen Erwägungen, mit denen er sich bemühte, ihr die Notwendigkeit einer Trennung für immer klarzulegen, hatte sie den geheimen Ruf gehört. Sie kam, um zu sterben! Wenn aber . . .

Eine Welle heißen Blutes drang ihm zum Herzen. Er wagte nicht, seine Gedanken zu Ende zu denken. Er wagte nicht, zu träumen.

Das Pferd, das die ganze Zeit schnell gelaufen war, blieb stehen und wieherte. Alexander erzitterte und sah in die Ferne. Dichte Dämmerung umgab ihn in diesem Meer von Schnee, ihm aber schien es, als sprühten rote Flammen in der Luft, als trüge der Wind ihm das schwache Echo von Pferdewieher als Antwort zu. Die Jurte konnte nicht mehr fern sein. Er schüttelte den Schnee von den Kleidern und zog die Zügel an. Nach einer Viertelstunde band er das Pferd am Pfeiler im Hofe vor der Jurte fest.

Die Kranke fand er viel schlimmer. Sie begrüßte ihn nicht einmal, als er hineinkam, bewegte nur leicht den auf die Brust herabhängenden Kopf. Sie sah nach vornüber gebeugt trotz ihrer Schwäche, denn die geringste Bewegung nach rückwärts rief entsetzlichen Husten hervor. Ihr ganzer Körper war in Schweiß gebadet; die Wirtin mußte fortwährend ihre Wäsche wechseln und begann schon ärgerlich zu werden. Alexander beeilte sich, sie darin zu vertreten, und jetzt erst bemerkte er, wie entsetzlich mager Julia geworden war. Ihr Körper war ein Skelett, mit weißer, durchsichtiger Haut bedeckt. Sie konnte nicht sprechen, nur manchmal umfaßte sie seine Hand zärtlich.

„Dieser Lage soll der Arzt kommen,“ sagte er in einer kurzen Zwischenpause. Sie lehnte sich vorsichtig gegen die Kissen.

„Es lohnt nicht. . . Ich sterbe! . . . Hab' Zofia lieb. . . Aber nur schneller! . . . Mein Gott, wie ich leide! . . .“

Und wieder Erstickungsanfälle, Nöcheln, Husten, Blut, Schweiß, dann vollständige Erschöpfung. Ihr Gesicht war wachsgelb, nur die weitgeöffneten Augen hatten einen fieberhaften Glanz. Wenn sie den Blick auf ihren Mann richtete, trat zum Ausdruck entsetzlichen Leidens noch eine weiche Zärtlichkeit.

Die Nacht war endlich vorüber. Gegen Morgen schlief sie ein. Alexander wachte auf einem niedrigen Schemel neben ihrem Lager. Er fühlte sich wie zerschlagen. Das Herz

blutete ihm beim Anblick dieser Leiden, um den Kopf lag es ihm wie ein eiserner Keifen. Zimmerfort sah er Zulfias totbleiches, verkrampftes Gesicht mit den blauen Lippen und den herausquellenden Augen. Er wußte nicht mehr, was er wünschen sollte.

Mit Schrecken schob er den Gedanken an das Ende von sich, das Ende, das Verzweiflung war und Gleichgültigkeit gegen alles.

„Schwach bin ich, schwach wie ein Kind!“

Am nächsten Tage starb sie und er merkte nicht einmal ihren letzten Atemzug. Erschöpft war er eingeschlummert, die Stirn gegen ihre Kissen gelehnt. Plötzlich fühlte er sich an der Schulter gerüttelt.

„Sie ist tot!“ flüsterte die erschrockene Jakutin.

Die Kranke lag auf dem Rücken, der Kopf hing über die rechte Schulter hinüber, die Augen waren weit geöffnet; mit starrem Blick sah sie in die Ferne, an den Wimpern hingen noch Thränen. Alexander blieb sitzen, wie erstarrt. Er sah und hörte nichts, er hatte keinen zusammenhängenden Gedanken, er jagte nur einigen Worten nach, die ihm wie Herbstblätter, vom Winde getrieben, durch den Kopf gingen.

In der Jurte aber wurde es laut, und allmählich kamen die Nachbarn.

„Was nun? Soll man einen Geistlichen holen? Ein Grab machen? Einen Sarg?“ fragten sie ihn.

Er schüttelte ungeduldig, beinahe zornig, den Kopf.

Erschrocken wichen sie zurück. So blieb er unbeweglich sitzen, ließ den Kopf hängen und wandte den Anwesenden den Rücken zu. Das Feuer prasselte im Ofen, die Menschen schritten auf den Zehenspitzen einher und flüsterten untereinander. Man trug das Essen auf, machte die Betten für die Nacht zurecht, die Jakutin legte die Kinder schlafen. Die Nachbarn gingen wieder fort. Alexander rührte sich nicht.

„Dieser Fremde will seine Frau nicht begraben lassen!“ schrie der Hauswirt schließlich in heller Verzweiflung.

„Fremder! Herr Fremder! Was soll geschehen? So sprich doch!“ redeten sie wieder auf ihn ein.

Alexander hob den Kopf und seufzte.

„Sei nicht traurig! Du bist noch jung, Du wirst wieder heiraten!“ tröstete die Jakutin.

„Den Popen, mein' ich, brauchen wir nicht. Es ist weit und der Weg verweht,“ meinte der Wirt. „Hier wohnt ein Alter in der Nähe, der beten kann. Er betet bei allen, auch bei den Reichen und Bornehmen. Richter wird ein Nachbar holen. Ich werde Dir alles besorgen, Fremder. . . Du thust mir leid. . . Sie war so hübsch, Deine Frau. Und das Grab werde ich zusammen mit dem Nachbar machen, den Sarg wird ein anderer Nachbar zimmern. Bist Du einverstanden? Wie? Wir werden Dir's billig berechnen. . . Was denkt Ihr, Leute?“

„Was fragst Du viel. . . ? 's ist ein Jammer um den Fremden.“

„Wir wollen mal lieber aufzählen, was es kostet: Der Alte für sein Gebet: fünf Rubel — der Jakute zählte es an den Fingern auf —, Richter, Räucherzeug, Totenschein: zwei Rubel; so viel kostet's uns selbst, keine Skopeke weniger! . . . Wieso weniger? Der Preis ist schon seit Jahren festgesetzt! Und jetzt das Grab: fünfzehn Rubel, der Sarg: sieben, zusammen dreißig. . . Außerdem. . .“

Alexander zog seine Geldtasche.

„Ich hab' nur zwanzig Rubel.“

Da schwiegen sie alle.

„Was wollen wir anfangen? Du mußt mir noch für Fleisch und Milch bezahlen, und für all' die Arbeit mußt Du wenigstens was schenken. Und wollen wir nicht ein Stück Vieh schlachten? Auch den Mann, der den Leichnam anzieht, müssen wir bezahlen.“

„Das thue ich selbst,“ sagte Alexander und seine Lippen zitterten. „Auch der Alte mit seinem Gebet ist überflüssig.“

„Gut, dann aber können wir sie nicht an erster Stelle neben den Bildern begraben, sondern neben der Thür.“

„Ihr werdet sie dort begraben, wo ich will.“

„Nein, Fremder, das darf man nicht!“

„Das werden wir sehen!“

„Was hab' ich gesagt?“ flüsterte einer der Männer. Der Wirt kniff die Lippen verächtlich zusammen.

„Du handelst.. für Deine Frau kauerst Du.. und sie, die Arme, ist soviele Tausende von Bierst gefahren! Nichts hat sie gespart, ihr Leben verloren.“

Alexander schloß die Augen, seine Mundwinkel zitterten.

„Und einen Dänen?“

„Einen Dänen brauche ich nicht.“

Der Jakute strich bedenklich seinen Bart.

„Nein.. Das geht nicht. Ohne ein Stück Vieh zu schlachten, begräbt kein Jakute einen Menschen,“ sagte er eisrig. „Sonst faulen die Knochen und wir werden alle zusammen krank. Weißt Du was, Fremder, ich geb' Dir 'ne Spitzart und ein Beil — mach' Dir alles allein! Und Deine Frau legen wir in den Speicher, denn vor acht Tagen bist Du nicht fertig.“

Alexander dachte einen Augenblick nach. Gewiß, früher konnte er nicht fertig werden, besonders jetzt, wo er sich so schwach fühlte. Also eine ganze Woche! Und unterdessen werden sie Julia in den Speicher legen, und der Schneestaub wird durch die Spalten auf ihr Gesicht fallen und auf die glänzenden Augen. Er fühlte einen körperlichen Schmerz, als wenn man ihm ein Messer durchs Herz gestochen hätte.

„Geld hab' ich nicht. Ich will Euch eine Quittung geben.“

„Was soll uns die? Du glaubst vielleicht, wir fordern zu viel? Billig genug, fast umsonst. Soviel kostet's uns selbst. Wenn man die alleider berechnet, die man dabei verzehrt, das Essen, dann giebt man mehr aus, als man bekommt. Uebrigens, um Deines Schmerzes willen, wollen wir einen Rubel nachlassen.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Der magnetische Nordpol.

Kristiania, Anfang Dezember.

Der nimmer rastende Entdeckergeist des Geographen strebt einem neuen Lieblingsziele zu. An Stelle des 90. Breitengrades, dessen Entschleierung sich bisher weder durch wissenschaftliche noch sportmässige „Rekord“-Fahrten auf ins Werk setzen lassen, hat die Aufmerksamkeit der Forscher eine neue und fruchtbarere Aufgabe ins Auge gefaßt, von der vorausgesetzt werden darf, daß sie zwar nicht minder große Opfer an Mut, Ausdauer und seemannischer Entschlossenheit erfordern, auf der andern Seite aber auch durch wertvollen geographischen Gewinn der modernen Navitil von unberechenbarem Nutzen sein wird. Dies Ziel ist der magnetische Nordpol. Der Erste, der das Glück hatte, der Welt die Kunde von der faktischen Existenz eines solchen Polcentrums zu übermitteln, war der berühmte Seefahrer N. Ross, welcher im Jahre 1831 mit einem unzulänglichen Segelschiff ausgerüstet, den Kampf mit den arktischen Elementen unternahm und durch planmäßige Untersuchung des nordamerikanischen Polargebietes schließlich den Beweis für die ungefähre Lage des magnetischen Polpunktes erbrachte. Seit jener demütigen Entdeckungsfahrt sind mehr als 70 Jahre verflossen, und in Geographenkreisen haben sich längst gewichtige Zweifel geltend gemacht, ob die damaligen Feststellungen, unbeschadet der seemannischen Gewissenhaftigkeit, mit der Kapitän Ross seine sensationellen Messungen durchführte, auch heute noch ihre Gültigkeit haben. Gewisse Vorgänge bei der sogenannten Deviation (Abweichung) der Magnetnadel lassen vielmehr darauf schließen, daß das magnetische Centrum seitdem Ortsveränderungen unterworfen gewesen ist, die sich mit Hilfe der gewöhnlichen Seefahrtsinstrumente nicht kontrollieren lassen. Es war deshalb in neuerer Zeit von verschiedenen Gelehrten der Wunsch ausgesprochen worden, die in Frage kommenden Teile des nordamerikanischen Kontinents einer nochmaligen Untersuchung unterworfen zu sehen, damit die bestehenden Zweifel endgültig geschlichtet würden. Einem jungen Norweger, Kapitän Roald Amundsen, blieb es vorbehalten, dieser Aufgabe durch die That näher zu treten und den Plan einer neuen Entdeckungsfahrt nach dem magnetischen Nordpol im Detail auszuarbeiten.

Die erste Aufnahme, die dem Amundsen'schen Vorhaben in der nordischen Heimat zu teil wurde, war keine sonderlich günstige, wenn auch der Name des jungen Entdeckungsfahrers von der Südpolar-Expedition de Gerlaches her im größeren Publikum bereits einen guten Klang hatte. Umso eifriger nahm man sich des kühnen Unternehmens in den arktischen Nordkreisen an, und schließlich war es Fridtjof Nansen, der sich mit seiner Autorität für die technische Durchführbarkeit des neuen Expeditionsplanes in eigener Person verbürgte.

Mit einer so gewichtigen Stütze im Rücken brauchte der ehrsüchtige Forscher allerdings nicht lange auf Beweise entgegenkommender Ermunterung seitens der staatlichen Behörden und opferwilliger Privatmänner zu harren. Schon kurze Zeit nachdem Fridtjof Nansen sein Wort zu Gunsten der Amundsen'schen Polarfahrt öffentlich in die Wagschale geworfen, konnte der junge Expeditionsleiter das Zustandekommen des wissenschaftlichen Unternehmens als gesichert erklären und gleichzeitig über die detaillierten Vorbereitungen für

die Ausführung der geplanten physikalisch-magnetischen Messungen öffentlichen Bericht erstatten.

Nach Amundsen's Angabe ist als Expeditionsfahrzeug die bekannte scheidische Eismeer-Yacht „Gjøa“, die schon auf eine ganze Reihe erfolgreicher Nordpolarreisen zurückblicken kann, angelauft worden. Umfangreiche Verbesserungen und Veränderungen im Innern des Schiffes sind ins Werk gesetzt worden, um die Umbilden eines mehrjährigen Aufenthaltes in den Regionen des ewigen Eises nach Möglichkeit von der Besatzung fernzuhalten. Eine mächtige Luchtbalkenlage zieht sich zum Schutze gegen die gefürchteten Treibeisdrängungen und Quetschungen zwischen aufkommenden Staubeisbergen vom Schiffstiel bis zum Steven hin. Als Kraft für die Fortbewegung des Fahrzeuges ist, abgesehen von der auf jenem Polarschiffe vorhandenen Segelstafel, Benzin gewählt worden, und zwar glaubte man, mit einem Vorrat von 17 000 Liter auskommen zu können; außerdem werden annähernd 10 000 Liter zu technischen Zwecken (Beleuchtung, Heizmaterial, Lampöl) mitgeführt werden. Die 17 000 Liter für den Motorbedarf würden im Notfalle hinreichen, um das Schiff 150 Tage lang in Bewegung zu halten, welche Frist einer durchschnittlichen Fahrtdauer von rund 2400 Seemeilen entsprechen würde. Zum Vergleich mag hierbei erwähnt werden, daß der Abstand zwischen der Disko-Insel (unweit der grönländischen Westküste) und dem Behring'sunde nach der von Amundsen festgestellten Fahrtroute nur annähernd 700 Meilen ausmacht. Das „Displacement“ der „Gjøa“ beträgt im ganzen 47 Tonnen bei einer Länge von 70 und einer Breite von 20 Fuß nebst entsprechendem Tiefgange. Diese geringen Maße, die selbst im Vergleich zu der „Fram“, „Antarctic“, „Stella polare“ und andern berühmten Polarfahrzeugen, die durchaus nicht mit einer besonders hohen Displacementsziffer glänzen, noch bescheiden genannt werden müssen, bilden nach Nansen's Dafürhalten einen der wichtigsten Vorzüge des Schiffes, von dem in allernächster Reihe das Gelingen des ganzen Forschungsplanes abhängig erscheint. Nansen hebt in seiner vorerwähnten Verteidigung zu Gunsten des Amundsen'schen Planes hervor, daß es nach den neuesten Erfahrungen nicht den geringsten Zweifel mehr leiden könne, daß ein gewaltsames Forcieren der arktischen Eismassen selbst von dem mächtigsten Panzerkoloß nicht durchgeführt werden könne, soweit es sich um die Ueberwindung zusammengehöriger Eadeismassen handle. Auch die besten Fahrzeuge, die unerschrockensten Schiffsführer sind stets darauf angewiesen, günstige Gelegenheiten zu erspähen, um sich durch zufällige Risse im Eingefrorenen vorwärts zu labieren und so gewissermaßen etappenweise dem vorgezeichneten Ziele näher zu kommen. Was mit gewaltsamen Eisprengungen, beispielsweise unter Anwendung von Dynamit-Minen usw. erreicht werden kann, hat sich noch zuletzt auf der Sverdrup'schen Fahrt gezeigt, wo man während eines dreiwöchigen Zeitraums im Bereich des Jones-Sundes eine Strecke von insgesamt 19 Seemeilen mittels Sprengungen forcierte. Unter solchen Umständen hat ein kleines Fahrzeug erheblich leichteres Spiel, indem es sich auch durch solche Passagen hindurcharbeiten kann, die für mächtigere Schiffskörper gefahrvoll werden würden.

Was die Fahrtroute der „Gjøa“ betrifft, so hat sich Kapitän Amundsen entschlossen, zeitig im nächstfolgenden Frühjahr nach Godhavn auf Grönland in See zu gehen. Auf der Disko-Insel werden die benötigten Eskimobauben an Bord genommen, worauf der Kurs nach der Melville-Bucht und dem Lancaster-Sunde — zwei überflüssigen Gewässern des nordamerikanischen Polararchipels — gesetzt wird. Von dort aus geht die Reise in südlicher Richtung durch den Prince-Regent- und Bellot-Sund bezw. die Fahrzeughäfer zwischen Boothia Felix im Süden und Nord-Sommeret-Land im Norden. Erweisen sich die Eisverhältnisse günstig, so wird durch den Bellot-Sund an der Westküste von Boothia die Fahrt fortgesetzt. Man befindet sich jetzt im eigentlichen Centralgebiet des magnetischen Nordpols. Sobald die frei schwebende Magnetnadel durch Einnahme der Vertikalstellung zu erkennen giebt, daß das Polcentrum in der Nähe ist, werden zwei wissenschaftliche Expeditionsmitglieder nebst benötigtem Proviant für die Dauer von zwei Jahren an Land gesetzt und die erforderlichen Materialien zum Bau eines magnetischen Observatoriums bezw. eines Blockhauses ausgeschifft. Während die beiden Forscher mit der Einrichtung ihrer neuen Wirkungsstätte beschäftigt sind, setzt die „Gjøa“ ihre Fahrt südwärts nach König Wilhelms-Land fort, wo demnächst Winterquartier (1903—1904) bezogen wird. Sobald das Schiff in Sicherheit ist, wird eine größere Abreise unter Führung Kapitän Amundsen's ausgerüstet, um die zurückgelassene Beobachtungsstation in ihren Vorbereitungen für die kommende Uebervinterung zu unterstützen. Nachdem auch diese Arbeit erledigt ist, kehrt Amundsen an Bord seines Schiffes zurück und trifft alsbald die Vorkehrungen für eine Anzahl Kajak-Expeditionen im nächsten Frühjahr. Die letzteren sollen so zeitig wie irgend möglich nach verschiedenen Richtungen unternommen werden und hauptsächlich der Aufgabe dienen, das magnetische Circumpolar-gebiet näher abzugrenzen und das eigentliche Polcentrum genau zu fixieren. Nach Abschluß der Frühjahrs-Expedition wird das Fahrzeug seinen Winterhafen verlassen und auf Victoria-Land neues Winterquartier beziehen. Der Frühling 1905 wird mit neuen Expeditionen teils wissenschaftlicher, teils jagdlicher Art — man gedenkt n. a. über das Vorkommen des seltenen Mothschneebildes, Polar-Lammigs und Wildrens eingehende Nachforschungen anzustellen — ausgefüllt werden, worauf im Hochsommer die Beobachtungsstation auf Boothia Felix besucht und die dort zurückgelassenen Gelehrten nebst Observatorium wieder an Bord genommen

werden. Der Sommer 1906 findet die Expedition unter westlichem Kurse. Die magnetischen Observationen werden einstweilen noch ununterbrochen fortgesetzt, bis der Eisgang die Umschau nach einer neuen Ueberwinterungsstelle erforderlich macht. Die letztere soll voraussichtlich auf dem Herschel-Eiland bezogen werden, sofern nicht totale Verhältnisse eine anderweitige Platzwahl gebieten. Im Frühling 1907 endlich — nach mehr denn dreijähriger Abwesenheit von der Heimat — erfolgt die Rückfahrt durch den westlichen Ausläufer des nordamerikanischen Archipels und des Behringseees.

Aus der vorstehend skizzierten Fahrtroute ergibt sich, daß der kühne Reiseplan Amundsens an früherer Ausdehnung keineswegs hinter dem Entwurf der 1893er „Fram“-Expedition Fridtjof Nansens und anderer berühmter Entdeckungsfahrten zurücksteht; daß er seinen Vorläufern auch an nautischer Schwierigkeit nicht unterlegen ist, dürfte aus einer näheren Würdigung der durch Soerdrup bekannt gewordenen Fahrverhältnisse im grönländischen Archipel auch dem nicht näher eingeweihten Laien klar werden. Allerdings hat ja G. Nöß im Jahre 1881 eine ähnliche Reise durchgeführt, als er den historischen Punkt auf Boothia Felix festlegte. Damals aber handelte es sich um eine kurze Visite, die unter ungewöhnlich günstigen Umständen von statten ging, während diesmal ein drei Jahre langer Aufenthalt in den unzugänglichsten Teilen des nordamerikanischen Polargebietes ins Auge gefaßt worden ist, nicht zu vergessen der vom geographischen Standpunkte aus außerordentlich bemerkenswerten Fahrtroute, die nebenbei zugleich das uralte Problem der nordwestlichen Durchfahrt zur endlichen Lösung bringen soll.

Dr. G. Gildebrandt.

Kleines feuilleton.

Die Weihnachtspuppe. (Nachdruck verboten.) Es ist eigentlich schade, daß das Lieblingspielzeug der deutschen Mädchen seinen deutschen Namen eingebüßt hat. Früher hieß es allgemein „Dode“ und in manchen Gegenden Deutschlands heißt es im Volksmunde noch heute so, aber seit dem 15. Jahrhundert ist der Name „Puppe“ der gebräuchlichere geworden. Es ist dem Lateinischen entlehnt, wo pupa ursprünglich das Mädchen bedeutet, aber auch schon für eine angepuppte Nachbildung eines Mädchens gebraucht wird. Die Verkleinerungsform pupilla bedeutet zunächst kleines Mädchen oder auch Püppchen, nahm später aber auch den Sinn von Waisenkind oder Mündel an, so daß man z. B. in der älteren Gerichtssprache von Pupillengeldern statt von Mündelgeldern sprach. Puppen, Puppenläden und -Stuben waren von jeher der Mädchen liebste Spielzeug, und mit hausmütterlicher Sorgfalt führten dieselben den Puppenhanshalt. Sie erzogen die Puppenkinder, lehrten sie alles, was sie lernen mußten, pflegten sie in kranken Tagen und ahmten im Kinderpiel alles nach, was sie bei Erwachsenen sahen und hörten, ja der würdige Fischart sagt in seinen Ervargantua sogar: „Was ist's wunder, daß die weiber so fein wissen mit ihren Ehegetrauten umzugehen, demnach sei es auch von jugend auf mit dode und puppen spielsweise also gewohnen, daß sie nachgehends in der ehe auch solch puppenpiel mit ihren Ehegeparten üben.“

Was die Entstehung der Puppenstuben betrifft, so waren es zuerst die Städte Nürnberg und Augsburg, in denen man von Puppenhäusern hörte, und dort sollen auch die ersten angefertigt worden sein. Vom Herzog Albrecht von Bayern (1550—79) wird erzählt, daß er für seine Kinder ein Dodehaus bestellte, welches so schön wurde, daß er es nicht den Kindern gab, sondern seiner Stanzkammer einverleibte. Ein Inventarium aus dem Jahre 1589 giebt eine sehr genaue Beschreibung dieses interessanten Puppenhauses. Es hatte vier Stockwerke und enthielt: im ersten Stockwerk mit fünf Thüren und fünfzehn Fenstern einen Erdenofen, einen Kuchentisch mit Meierstube, einen Zehrgaben (zur Aufbewahrung von Fleisch), einen Weinkelner und einen Wagenschuppen; im zweiten Stockwerk mit vier Thüren und zwölf Fenstern eine Badestube mit Aufstehtischchen, eine Küche, einen Hof mit Brunnen, einen Baumgarten; im dritten Stockwerk mit drei Thüren und 16 Fenstern ein Tanzhaus, eine Stube, eine Kammer mit Bett; im vierten Stockwerk mit fünf Thüren und 16 Fenstern eine Kapelle mit Betzimmer, eine Stube, eine Schlafkammer, eine Küche, eine Kinderstube und Kammer. Die Kinderstube z. B. war mit rotem, silberdurchwirtem Stoffe ausgekleidet und enthielt eine Menge Kinder- und Wärterinnenpuppen. Es fanden sich darin ferner ein Tisch, ein Leinwandkorb, „alles subtil ausgenäht“, Nahlörbe von Silberdraht, eine Krenzen mit Silbergeschätz usw. Einige Puppenhäuser früherer Zeit sind uns erhalten geblieben und geben uns in ihren Einrichtungen ein getreues Bild der damals herrschenden Mode. So besitzt z. B. das Berliner Museum ein sehr interessantes Puppenhaus, das noch ganz vollständig und sehr gut erhalten ist.

Die ältesten Puppen, die als Kinderpielzeuge bei uns benutzt worden sind, waren aus Holz geschnitten und ohne jede Bekleidung, wie Hunde aus der Vorzeit lehren. Man findet solche Holzpuppen noch heutzutage unter den billigsten Holzspielwaren, wie sie auf Jahr- und Weihnachtsmärkten feilgeboten oder von den sogenannten „Quirkfrauen“ aus dem Erzgebirge neben Quirken, Holzstöffeln und dergleichen in Tragkörben feilgeboten werden. Diese einfache Holz-dode aus den Uransängen der Puppenindustrie hat sich im Laufe der Zeit zu einer Vollkommenheit entwickelt, die kaum noch einen weiteren Wunsch übrig läßt. Den eigentlichen Auffassung aber

der Puppenmacherei datiert man etwa von 1850 ab. Damals traten nach einem Muster auf der ersten Londoner Weltausstellung Puppen mit beweglichen Gliedern und Wachsöpfen, mit einem Gemüchchen bekleidet, ins Leben. Man nannte sie „Läuslinge“, und so heißen sie auch noch jetzt. Später kam man auf die Idee, den Puppen naturgetreu gebildete Augen aus Glas einzusetzen; ihnen folgten die beweglichen, die sogenannten Schlafaugen. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts etwa lernten die Puppen „Papa“ und „Mama“ sprechen; heute haben sie es schon zu ganzen Sätzen, zum Lachen und Weinen gebracht. Das Bestreben der heutigen Puppenindustrie geht dahin, die Puppen so widerstandsfähig zu fabricieren, wie nur möglich. Die reizenden Wachsöpfe, in deren Gesichtern die ungeschicklichen Fingerchen unvertilgbare Schmutzflecken und Risse hinterlassen, sind nahezu von der Bildfläche verschwunden — dem Blech gehört die Zukunft. Ja, wahrhaftig, die Köpfe der Puppen bestehen gegenwärtig zum großen Teil aus Blech, weil sie so entzückend aussehen, merkt man das nur nicht. Nun, und Blech kann schon einen tüchtigen Klaps vertragen. — Carl Träger.

Theater.

Berliner Theater. „Paul Lange und Lora Parsberg“, Drama in drei Akten von Björnson. — Die Aufführung des „Paul Lange“ — man wartete lange darauf, das Stück ist in Berlin vor Jahren schon einmal in einer Vereins-Vorstellung der „Neuen Freien Volksbühne“ gespielt worden — war eine würdige Feier von Björnsons 70. Geburtstag. Die Wirkung übertraf, was man nach der Lektüre erwarten möchte. Wenn das dramatische Leben in dem ersten und in dem letzten Akt nicht sonderlich stark pulsiert, wenn es dem Schluß an überzeugender Notwendigkeit gebriecht, so ist doch in allen diesen Szenen eine solche Fülle psychologischer Feinheit, daß die lebendige Darstellung die Aufmerksamkeit gespannt hält, ganz glänzend aber wirkt auf der Bühne der zweite Akt, in dem das Drama gipfelt. Da ist Bewegung, Steigerung, Theaterkunst, wie sie Björnson in seinen bürgerlichen Dramen — vielleicht eine Scene des „Jallissement“ ausgenommen — sonst nirgends erreicht.

Das Stück stammt aus der Mitte der neunziger Jahre. Ein ganz bestimmter Fall, das Schicksal eines norwegischen Ministers, hat Björnson zu der Dichtung angeregt. Er wollte uns mahnen und warnen: Der persönlichen Gehässigkeit, die so oft den Kampf der Parteien vergiftet, dem selbstgerechten Pharisäertum und der Standaufsucht, die begierig nach Blößen in dem Leben des politischen Gegners spürt, und wo sie etwas zu entdecken meint, mit blinder Schadenfreude über ihn herfällt, sollte ihr verberbtliches Treiben im Spiegelbilde vorgehalten werden. Es ist diese Tendenz im Drama aber nicht so, daß nun etwa aus dem allgemeinen Gedanken heraus und in Beziehung zu ihm das Einzelne konstruiert wäre, als ob das Einzelne nur von dem Licht, das es von diesem Centrum her empfing, lebte. Was Björnson uns zu sagen hat, läßt sich in keine solche Formel fassen. Paul Lange ist eine durch und durch individuelle Gestalt, und wenn er fällt, so ist der Untergang nicht weniger in seinem Wesen als in dem äußeren Verhalten seiner Feinde begründet. Kein krasser Gegensatz von Schwarz und Weiß. So wenig Lange ein Held, so wenig sind seine Feinde eine Bande von Lügnern und Verleumdern. Sie haben That-sachen. Paul Lange, der bei der Debatte über das Mißtrauens-votum gegen den „alten Fuchs“, den doppelzüngigen Ministerpräsidenten, so warm für den Angeklagten gesprochen, hat wirklich jene nun in der Presse abgedruckten Briefe, in denen er mit knirschender Empörung von der Falschheit des Präsidenten erzählt, geschrieben. Noch mehr, er hat dem Politiker und Freunde, der ihn im Namen der Partei beschwor, den Angegriffenen nicht zu verteidigen, ein klares bindendes Versprechen gegeben; und auch das ist wahr, daß er als Lohn den Londoner Gesandtschaftsposten vom Könige erhalten sollte. Der Verdacht, Paul Lange sei ein Verräter, muß entstehen und schafft der geheimen Mißgunst, dem Neid, der lauenden Schadenfreude freie Bahn. Alles scheint so klar, so ganz handgreiflich gegen ihn zu zeugen. Und doch geschieht dem Manne, hinter dem die Hege herobht, bitteres Unrecht. Er hat gefehlt, doch ohne niedere Gesinnung. Jene losgerissenen That-sachen, die ihn verurteilen, erhalten in dem wirklichen Zusammenhang, wie ihn die Dichtung vor unsern Augen aufrollt, ein ganz andres Gesicht. Das Angebot des Postens, das ihm der Kammerherr überbringt, bestimmt ihn nicht, wohl aber treibt es ihn, aus seiner inneren Natur heraus für den bekämpften Mann, den er einst so bitter gehäßt hat, einzutreten. Die alten Wunden hat die Zeit vernarben lassen. Ihn, dem fremdliche Teilnahme ein inneres Bedürfnis, der alles Schrotte, Harte scheint, verlezt es, daß man den Allen, der, mag er voller Arglift sein, so vieles Tüchtige und Gute geschaffen, mit solcher Rücksichtslosigkeit bekriegt. Wenn er das halbvergessene Versprechen bricht, wenn der Wunsch Loras ihn schließlich doch zu der Verteidigungsrede bestimmt, so ist das Verschuldung, aber nicht Verrat an seiner Ueberzeugung. Er spricht nur, was auszusprechen ihn sein Herz von vornherein getrieben.

Dem schwankenden Manne hat Björnson eine kraftvolle fröhlich-freie Weibsnatur gegenüber gestellt. Sie ist die Zeugin dessen, was den andren verborgen in den Tiefen Pauls lebt. Indem uns Björnson die Gestalt mit den Augen Loras sehen läßt, tilgt er das Häßliche der Fleder, läßt er den Mann in seinem Kern als wahrhaft liebenswert erscheinen. Wie hören, wie er, aus den Tiefen des Lebens aufkimmend, so manche Verfehlung auf sich geladen, doch

auch nie tiefer gelitten, und wie er mit milder Güte, mit einer Güte, die in Loras Seele begeisterte Bewunderung entzündet, seine Schuld gefühlt hat. Es ist wunderbar, mit wie tiefer Sympathie und feinem Verständnis Björnson hier in der Spiegelung durch Lora die seinem eignen robuſt-energiſchen Kampfſtohen Ich ſo völlig entgegengeſetzte Natur gezeichnet, wie er den Schwankenden liebevoll verklärt hat. Aber eben dies Verhältnis Pauls zu Lora, das ihn trotz aller Irrung hoch über ſeine Umgebung herausgehoben erſcheinen läßt, macht es um ſo unbegreiflicher, daß der Schlag, den ſeine Gegner führen, ihm die Piſtole in die Hand drückt. Ihr Glaube hält dem Sturme, der über den Geliebten hereinbricht, unerſchütterten Stand. In der Feſtverſammlung, wo die Politiker — prächtig ſkizzierte Phariſäertypen — entriſtet und beſtaunt ſich die pikante Geſchichte des „Verrates“ zutüſcheln, wo Paul lange als ein Ehrloſer beſchimpft wird, will ſie das Geheimnis ihrer Verlobung vor aller Welt verklären. Angsterfüllten Herzens eilt ſie am nächſten Morgen zu ihm. Sie rüttelt ihn auf, ſein Mannesbewußtſein, ſeinen Stolz; ſie ſteht ihn an, zu neuem Wirken, zu gemeinſamer Arbeit mit ihr vereinigt, in die Fremde zu ziehen. Er muß es fühlen, daß ſein Tod auch die Geliebte tödlich treffen wird. Alles ruft zum Leben, Glück und Pflicht.

Die Aufführung war ſorgſam vorbereitet. Die Hauptfigur hatte in Herrn Miſchke einen ausgezeichneten Vertreter. Die liebenswürdige Sanftmut des Helden und die Tiefe des Empfindens kam in Ton und Bewegung trefflich zum Ausdruck. — dt.

Muſik.

Es ſcheint ein längſt erledigtes Thema zu ſein, und iſt doch kaum noch in ſeiner vollen Weite und Dringlichkeit ausgeſprochen: Die Knechtſchaft des Muſiklebens einerſeits und des allgemeinen Bildungsſtrebens andererſeits unter der Tyrannei des Klaviers. Es fehlt nicht viel, daß dieſer Lärmapparat bereits die Rolle des Schnapſes mitſpielt, wie er daheim die Geſitteten und weit drauſen die Wilden verdummt und unterjocht. Wenig Muſik, die nicht irgendwie auf das Klavier zurückführt, und wenig menſchliche Behauſungen, in denen nicht das Klavier wie ein Göze verehrt wird! Was ſeine Verteidiger zu ſagen wiſſen, das ſind eben die Urfachen, die ſeine Herrſchaft begründet haben, ſind aber noch keine über dieſe beſtimmte Entwicklungsſtufe hinausliegenden Rechtfertigungen. Der ſpringende Punkt iſt der, daß auf dem Klavier Muſik auch ohne Muſik nachgemacht werden kann. Was immer in dem Bereiche der Tonkunſt an Klangfarben, in den Seelen ihrer Jünger an Gehörſeinheit dafür erreicht worden: auf dem Klavier wird es durch deſſen kurze, trockene Töne abgeſtumpft. Wir überhören durch lange Gewohnheit den Umſtand, daß hier jeder Ton nach dem Anſchlag ſeine eigentümliche Energie verliert, und daß jeder über eine mäßige Stärke hinausreichende Ton auf ihm ein ſtumpfer Lärm iſt und unſer muſikaliſches Hören ſchädigt. Daran ändern die „ſingendſten“ modernen Flügel nichts. Und was immer an Fähigkeit des Muſikers, Töne innerlich vorzuſtellen, erreicht werden kann: das Klavier macht es ſcheinbar überflüſſig und verleitet ſeine Verteidiger zu dem Vorwand, es ſei unentbehrlich, um die geſamte Muſikliteratur ſich vorführen zu können. Lieber gar nicht als ſol Wer ein Muſikſtück kennen lernen will und nicht original zu hören bekommt, der leſe es aus den Noten; und wer ſich daraus ſein inneres Tonbild verſchaffen kann, der laſſe das bleiben oder laſſe ſich muſikaliſch bilden.

Viſzt war es hauptſächlich, der uns den Fluch dieſer Erbschaft aufgeladen hat. Was unter ſeinen individuellen Händen — und epigonisch unter denen der Viſztbuben und Viſztmädeln — eine ganz einzige Specialität war, würdig der Aufbewahrung in der Muſikgeſchichte, das wird in dem dauernden Intereſſe der großen Maſſen ein Totſchlag der Kunſt. Die „Transkription“, d. h. die Uebertragung andersartiger Muſikſtücke auf das Klavier, insbeſondere mit ihrer „Auſſchmückung“ in deſſen Virtuoiſitätsſprache, iſt der Gipfel dieſer Unnatur, dieſer künſtlichen, ganz eigens artiſticiſchen Entwöhnung von der Hingabe an gerade das, was der urſprüngliche Schöpfer eines Stückes in ſeiner Meiſterbeſchränkung, mit ſeinen Tonfarben uſw. hat ſagen wollen.

Man wird vielleicht vermuten, ich komme aus dem Konzert eines Klavierſtumpers, der mich mißmutig gemacht habe und nun etwa gar noch für eine „Verrohung der Konzertkritik“ verantwortlich wäre. Nein, ich komme aus einem Konzert von Leopold Jodoſſy, einem der mit Recht geſchätzteſten aus der Schaar der jüngeren Pianisten oder Pianofortisten, und nicht einem der Fortiſten, die herunterhaden, was Zeug und Reſchein hält. Godowſky ſpielt ſein, weich, ausgeglichenes, ohne irgend etwas Eäiges, das uns manchmal zur Not noch lieber wäre, als dieſe runde Accentloſigkeit, mit der hier z. B. das melodiſche Mittelthema von Chopins Nocturne op. 37 Nr. 2 (G-dur) herauskam — accentuieren können ja die wenigſten! Allein nicht dieſe mehr individuellen Wünſche ſind es, die uns hier intereſſieren. Vielmehr iſt es gerade die Vorzüglichkeit eines ſolchen Spielers, was uns erſt recht von dem Kunſtwidrigen dieſer ganzen Welt überzeugt. Godowſkys elatiſcher Anſchlag — ein Hochnuß für den Fachſpecialiſten — kann nicht verhindern, daß auch ein ſolches Fortiſſimo ein Klangmord iſt; und er giebt dem Publikum einen Schein von Recht, wenn es gerade nach den äußerlichſten Leiſtungen in der äußerlichſten Weiſe ein da capo erlaſſt.

„Die Verrohung des Konzerthörens“: dabei hatten viel Ein Publikum, welches das Stumpfe, Rohe im Klavierton nicht mehr fühlt, zumal bei den zwar tief künſtleriſch gemeinten, doch weſentlich anders wirkenden Hämmerchen Viſzſcher und ähnlicher Klavierkompoſitionen: ein ſolches Publikum fühlt auch nicht mehr das Stumpfe und Rohe in ſeiner Maſſenſymphonik, mit der es in die verklingenden Schluſſtöne des Spielers hineinfährt wie ein Steinbägel in Glas. Die Roheit dieſer Gepflogenheit wird nur noch übertroffen von der Roheit des Argumentens, der Künſtler bedürfe eines ſolchen Reagierens aus ſeinem Hörerkreis. Und man ſehſe nur einmal dieſe Publikumsmenſchen, namentlich von dem „zarten“ Geſchlecht, wie ſie aus ihrer Klauerei während des Vortrages erſt dann aufwachen, wann der Lärm beginnen kann, und vielleicht auch jetzt noch, während ſie ihre Arme und Hände ſchwingen, mit etwas andrem beſchäftigt ſind!

Dem Ruhme der Angelärmten nachzuſtreben, ſei es auch noch ſo fernher, befehlt dann die Armeen der Täuſende von Berufsmuſikern und der Zehntauſende von Dilettanten, die dem Banner der „holden Kunſt“ folgen. Wange, ſchauernd blättern wir in den neueſten Taſchenbüchern des Muſikers, deren Zuſammenſtellungen uns ein Bild von dem gegenwärtigen Muſiktreiben geben wollen. Da ſind ſie wieder wie alljährlich: „Max Heſſes Deutſcher Muſiker-Kalender 1903“ (Leipzig — der billigere und wie uns ſcheint durchſchnittlich beſſere) und der „Allgemeine Deutſche Muſiker-Kalender für 1903“ (Berlin — jener im 18., dieſer im 25. Jahrgang). Was da an Konzertaufführungen, Vereinen, Muſikſchulen, Künſtlernamen uſw. uſw. aufgezählt iſt, kann uns noch einmal intereſſante ſtatistiſche Anregungen geben. Heute begnügen wir uns mit dem Gedanken daran, wie viel von jenem Treiben ſchließlich nur auf eine Verrohung des Muſikhörens hinauskommt. Gut die Hälfte von all dem bedeutet wieder die Welt des Klaviers. Was in der andren Hälfte noch zur Rettung da iſt, mag zuſammenwirken, um uns von dieſem Uebel zu erlöſen. Nicht etwa gegen das Klavier einen Kreuzzug eröffnen! Das verſtärkt gar zu leicht die beſtärkte Poſition. Es gilt vielmehr, das Intereſſe der Beteiligten in der Weiſe auf Würdigeres zu lenken, daß die Aufmerkſamkeit auf das Unwürdigeres von ſelber ſinkt. Vor allem der Jugend und ihren Führern beſtrefflich zu machen, daß Muſikbildung nicht im Erlernen eines Inſtrumentes und am allerwenigſten in dem des unmuſikaliſchſten beſteht, ſondern in einem Schaffen von ſinnlichem und geiſtigem Verſtändnis der Muſik. Ein Inſtrument kann dafür nur eine dienende Bedeutung haben. Und von der Verdrängung der Streich- und zumal der Blasinſtrumente aus dem allgemeinen Intereſſe miſſen wir zurückkommen; ja, es iſt für angehende Muſiker heute bereits eine gute Spekulation, ſich Inſtrumenten wie dem Violoncell und den feineren Blasinſtrumenten zu widmen, für die ja immer, und bald wohl ſteigende, Nachfrage iſt. An Klavierpielern und relativ ſogar guten, fehlt es ſo wenig, daß hier geradezu von einer ökonomiſchen Ungleichheit und von einer Einseitigkeit in jeſlichem Sinne geſprochen werden kann. — sz.

Notizen.

c. Der franzöſiſche Staat wird eine Klaſſiſche Ausgabe der Werke Victor Hugos veröffentlichen. Die Ausgabe wird 45 Bände umfaſſen und mit hiſtoriſchen und bibliographiſchen Vorbemerkungen für jedes Werk verſehen ſein; außerdem wird jedem Werke eine Reproduktion der erſten Seite der Originalausgabe beigegeben ſein, und auch Bignetten aus den bemerkenswertheſten Ausgaben ſollen wiederholt werden. Die Nationaldruckerei iſt mit der Herſtellung des Werkes betraut.

— Zwei Dramen Strindbergs werden nächſtens in Berlin aufgeführt werden: „Das Geheimnis der Gilde“ im Schiller-Theater und „Kameraden“ im Kleinen Theater.

— Das Luſtſpiel „Die beiden Schulen“ von Alfred Capus geht am 23. Dezember erſtmalig im Reſidenz-Theater in Scene.

— Die nächſte Novität des Thalia-Theaters wird die Ausſtattungspoſe „Die böſen Mädchen“ ſein.

— In der Wiener Hofoper wird das Ballett „Der ludlige Hans“ von Oskar Rebdal im Frühjahr die Erſtaufführung erleben.

— In der Kunſtausſtellung der Berliner Seceſſion ſind jetzt Werke des engliſchen Künſtlers Whittier zu ſehen, die biſher noch nicht der Deffentlichkeit zugänglich geweſen ſind.

— Ein neu erworbenes Gemälde von Rubens „Die Verlehrung des heiligen Paulus“ iſt im Rubens-Saal des Alten Muſeums zur Aufſtellung gekommen.

— Als Nachfolger des verſtorbenen Profeſſors Kürſchner iſt Redakteur Kühner zum Direktor des Richard Wagner- und Reuter-Muſeums in Eifenach ernannt worden.

— Die dieſjähriſchen Nobel-Preiſe wurden zuerkannt: Profeſſor Theodor Mommsen-Charlottenburg (Literaturpreis), Profeſſor Martens-Petersburg (Friedenspreis), Dr. Ronald Hoſ-Liverpool (Medizinpreis), Profeſſor Emil Fiſcher-Berlin (Chemiepreis), Profeſſor Lorenz-Leiden und Profeſſor Beemann-Amſterdam (Phyſikpreis). Dr. Hoſ iſt Lehrer an der Schule für tropiſche Medizin in Liverpool und hat ſich durch ſeine Malariaforſchungen verdient gemacht.